Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 259. Sonnabend den 15. September 1888. 82. Jahrgang.

Der gute Doctor.

Erzählung von J. Ifenbeck.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

Trotz der Weigerung des jungen Mädchens, das den Liebesdienst von keinem Fremden geleistet sehen wollte, eilte Erich Willen hinaus und kam gleich darauf mit dem hochgewachsenen schwarzbärtigen jungen Mann zurück, den er der Frau Müller und ihrer Tochter als den Maler Fritz Gronau vorstellte.

Der Letztere war mit gleichgiltig lächelndem Gesicht eingetreten und hatte die Kranke mit einem leichten Kopfnicken begrüßt. Als er dann aber auf Marie blickte, waren seine Augen wie gefesselt und gebannt. Das junge Mädchen stand zwischen ihm und dem Fenster, scharf zeichnete sich das strenge, schöne Profil gegen den hellen Hintergrund ab, Stirn und Nasenrücken glänzten wie Marmor, auf den zusammengepreßten Lippen lag ein röthlicher Schimmer, wie auf einer Rosenblüthe. Der fein modellirte Kopf mit dem großen Rest aschblonder Flechten, der zarte und doch so energische Nackenansatz waren genau erkennbar. Zu diesem Aeußern paßte die Stellung, in der das Mädchen eine Weile verblieb, vorzüglich. Die leicht verschränkten Arme, der wie zum Vorschreiten gehobene Fuß gaben der Figur eine graciöse und doch wieder bestimmte, vornehm ruhige Festigkeit, die an eine Statue aus der Hand eines gottbegnadeten Künstlers mahnte.

Fritz Gronau stotterte endlich ein paar unverständliche Worte, die wohl eine Entschuldigung sein sollten. Marie fuhr leicht zusammen, eine Blutwelle färbte für einen Moment ihr zartes Gesicht, dann aber spielte um ihre Lippen der Anflug eines fast spöttischen Lächelns, das ebenso schnell wieder dem alten herben Ausdruck wich. Ohne eine Aeußerung zu thun, nur mit einer leichten Neigung des Kopfes, wandte sie sich darauf um und verließ den ärmlichen Raum. Aber ein voller Blick ihrer großen Augen, in dem sowohl kindliche, unbefangene Unschuld, als auch prüfende Forschung des sich seiner Macht bewußten Weibes lagen, hatte vorher noch den Maler getroffen. Dieser Blick schien ihn vollends zu verwirren und um den Rest seiner Fassung zu bringen. Erst auf einen mahnenden Zuruf des Doctors erwachte er aus seinen Träumen. Automatenhaft, wie unter der Nachwirkung eines Zaubers stehend, trug er dann mit dem Freunde die gelähmte Frau in dem Lehnstuhl aus Zimmer und Haus hinaus in den kleinen Garten.

Auch dort verlor er seine Befangenheit nicht; er antwortete zerstreut auf die Fragen des blinden Hans, der voller Freude war, daß sein Mütterchen neben ihm im Freien saß. Als ihn die blondlockige Lene fragte, ob sie ihm eine Rose schenken solle, entgegnete er abwehrend, daß er gebrochene Blumen nicht liebe. Auf des kleinen Mädchens Schilderung, wie ihre große Schwester, die Marie, den betreffenden Strauch pflege und hüte, der ihr ausschließliches Eigenthum sei, bat er fast flehentlich um die kurz vorher verschmähte Blüthe, und barg dieselbe, als er sie erhalten, hastig, erröthend und doch mit einer pietätvollen Sorgfalt in der Brusttasche seines Rockes. Auf des Doctors Mahnung, es sei die höchste Zeit, wenn nicht die Suppe im „Stern" kalt werden solle, erhob er sich von der harten rauhen Bank, auf der er neben den Kindern gesessen; zögernd, langsam waren seine Bewegungen, als wenn er darauf warte, daß jede nächste Minute ihm noch eine Hoffnung erfülle. Es bedurfte einer neuen Mahnung des ungeduldig werdenden Arztes, bis er sich mit einem freundlichen Gruß von Hans und Lene trennte. Für die Mutter hatte er nur eine stumme Verbeugung, aber seine Augen, sein Händedruck sprachen von Mitgefühl sowohl wie von Bewehrung.

Auf der Straße begann Willen in seiner lebhaften, erregten Weise sich auszusprechen.

„Sind das nicht liebe, herzige Menschen?" fragte er, „die alte Frau so geduldig, so gottergeben — die Kinder so wohlerzogen und freundlich! Dann das Haus, bei all der Armuth diese Sauberkeit und Ordnung! — Ich sage Dir, der Aufenthalt bei den Müller's wirkt auf mich immer wie ein erfrischendes Bad nach einem mühvollen Tage. Man spült sich da den Staub von der Seele herunter!"

„Und das Mädchen, die älteste Tochter, ist eine Göttin!" fiel Gronau ein. „Zehn Jahre meines Lebens gäbe ich darum, wenn ich das Gesicht auf eine Leinwand bannen könnte! Aber der Meister soll noch geboren werden, der mit elenden Farben dies Wundergebilde der Natur mit seiner heiligen Anmuth wiedergeben kann und doch der hoheitsvollen Würde gerecht wird, die in jedem Zuge, in jeder Bewegung sich zeigt. Und diese Augen! So etwas habe ich noch nie gesehen! — Ach, Erich, glaube es mir, elende Stümper sind und bleiben wir doch mit der ganzen Kleckserei, das merkt man so recht, wenn man ein Gesicht vor sich hat, das wirklich werth wäre, gemalt zu werden!"

„Du bist ja Feuer und Flamme, mein Junge!" sagte der Doctor mit leisem Spott. „Am besten ist es wohl, Du nimmst ein niederschlagendes Pülverchen, ehe Du Dich zu Tische setzest, denn sonst wird Dir das Mittagessen schlecht bekommen. Aber thue mir den Gefallen und sprich Dein Entzücken über die schöne Tochter der armen Wittwe Müller nicht so laut aus. Ich — nun ja, ich möchte nicht, daß die Leute durch Dich ins Gerede kämen. All die bösen Zungen in Maifeld würden ihr Gift ausspritzen und die Marie moralisch todt zu machen suchen, sobald man erführe, daß sie, die Arme, das Interesse eines heirathsfähigen Mannes — an der Species ist hier ein recht fühlbarer Mangel — erregte, der ihretwegen dann für unsere Honoratioren-Töchter keinen Blick mehr hat. Na — Muster von Schönheit wirst Du in der Gesellschaft nicht finden. — Einen Rath nimm aber noch von mir an, damit ich mit dem Schulmeisterton ein für allemal aufhören kann. Glaube nicht, daß die Marie etwa gut genug ist, um Dir zum Zeitvertreib zu dienen. Suche nicht so eine Spielerei mit ihr anzufangen, wie sie von Euch liederlichem, gewissenlosem Künstlervolk nur zu oft beliebt wird, die Ihr dann noch gar ein Vorrecht Eures Standes nennt, sonst — bei Gott, Fritz, ich könnte vergessen, daß ich Dich seit meinem fünfzehnten Jahre Freund und Bruder heiße!"

Bei den letzten Worten hatte der Doctor den Arm des Malers fast krampfhaft gepreßt; dieser sah ihn eine Weile erstaunt und doch verlegen an, dann reichte er ihm treuherzig die Hand:

„Bei ohne Sorge! Erich!" rief er. „Ich will Deinen Schützling immer so ansehen, als wenn ich Fischblut in den Adern hätte. Daß wir aber heute Mittag ein Glas vom Besten auf das Wohl der Königin von Maifeld trinken, dagegen darfst Du mit keinem Wort, mit keiner Miene opponiren!"

III. Capitel.

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages machte sich der Maler Gronau auf den Weg nach der Wohnung der Gräfin Wolfseck, der er seine Ankunft in Maifeld durch ein Billet angezeigt hatte. Ein alter Diener, in hellblauer, mit Silberschnüren verzierter Livrée, auf deren Knöpfen ein wunderlich verschnörkeltes Wappen prangte, öffnete ihm die große eiserne Gartenpforte. Gronau glaubte sich in eine andere Welt versetzt, als der schwere Thorflügel sich wieder hinter ihm schloß. Vor sich sah er einen von breitästigen Bäumen eingefaßten Weg, von dem durch das dichte Blätterdach jeder Sonnenstrahl abgehalten wurde. Zu beiden Seiten dieses, dem Kreuzgang eines Riesendomes ähnlichen Weges zeigten sich auf den kurzgeschorenen Rasenflächen des Gartens Gruppen von Blumen und Strauchwerk, alle tief-, fast schwarz-grün; hier blühte keine Blume, hier war keine Abwechselung zwischen hell und dunkel in der Laubfärbung zu bemerken. Tannen und Taxus schienen mit Absicht und Vorliebe gepflegt und gepflanzt zu sein, um dem von der Mauer eingeschlossenen Raum seinen düstern, schwermüthigen Charakter zu geben.

Gronau schritt, von dem Diener gefolgt, den Weg hinunter, an dessen Ende sich der altersgraue Bau des Wohnhauses zeigte, der wie aus einem riesigen halbverwitterten Granitblock gehauen schien. Dem unfreundlichen Hause näher kommend, sah er in der ganzen Reihe der Fenster nicht eins, welches auf die Anwesenheit von Bewohnern schließen ließ, alle waren mit eintönig grauen Vorhängen dicht verhüllt.

In der Mittagsstunde bei der tiefen Ruhe dieser Tageszeit, in der die ganze Natur ermattet eingeschlafen zu sein schien, dünkte den Maler die Umgebung fast beängstigend und erdrückend. Sein Fuß zögerte, aus der schattigen Allee hinauszutreten auf den sonnigen, grell beleuchteten Platz, der sich vor dem Hause hinzog. Der Bediente war ihm schon vorausgeeilt und hatte die Hausthür geöffnet; der einladenden Bewegung mußte Gronau folgen. In dem Vestibül war es dämmerig und kühl, aber wie Grabesluft wehte es den Eintretenden entgegen. Unhörbar schritten die Beiden die mit dicken Teppichen belegte Treppe hinauf und dann durch eine Reihe von Gemächern, alle dunkel und still. Von den Möbeln und der Ausstattung der Räume war fast nichts zu erkennen; nur hier und da blitzte der goldene Rahmen eines Gemäldes oder der Metallbeschlag eines Prunkgeräthes in einem neugierig eindringenden Sonnenstrahl auf. In dem letzten Zimmer, einem weiten, saalartigen Gemach, blieb Gronau's Führer stehen, flüsterte ihm leise zu, daß er hier die Gräfin erwarten möge, und verschwand dann hinter einer faltigen Portière.

Der Maler sah sich prüfend um. Aber seine Augen mußten sich erst an das Halbdunkel gewöhnen, ehe er etwas von Dem erkannte, was ihn umgab. Die dunkelrothen Stofftapeten schienen den letzten Rest von Licht einzusaugen, das durch die grauen Vorhänge und die schweren Gardinen hindurchschimmerte. Außer einem großen Schreibtisch, dessen geschnitzter Aufsatz wie ein riesiges Ungethüm hoch aufragte, bemerkte Gronau nur noch ein alterthümliches Betpult, über dem an der Wand ein von schwarzem Flor verhülltes Bild hing. Dies Bild reizte seine Neugier und zog ihn wie mit magischer Gewalt an. Er wollte den Flor heben, ohne daran zu denken, daß er sich in einer fremden Wohnung befand; aber die phantastisch gebildeten Köpfe fabelhafter Unthiere, die die Lehnen der Stühle in der Nähe des Betpults krönten, schienen sich drohend gegen ihn emporzurecken.

Fritz Gronau's Unbehagen wuchs. Da hörte er hinter sich das leise Rauschen eines Gewandes; sich umwendend, sah er, daß die Gräfin eingetreten war. Die hohe hagere Gestalt derselben umwallte ein langes Gewand von schwarzem Wollenstoff, dessen Schleppe sich wie die Trauerdecke eines Katafalks auf den rothen Teppich legte. Haupt und Gesicht der Dame waren von einer schwarzen Haube und einem dichten Schleier fast ganz verhüllt; geisterhaft stach dagegen das silberne Weiß einiger Haarsträhnen ab; der hundertjährigem, vergilbtem Elfenbein ähnliche Ton der Gesichtsfarbe machte sich durch die Contraste auch bei der ungewissen Beleuchtung bemerkbar.

Des Malers respectvolle Verbeugung, die von der gewandten Sicherheit eines mit den Umgangsformen der besten Gesellschaft vertrauten Mannes zeugte, erwiderte die Gräfin mit einer leichten Neigung und sah ihn dann fragend, wie eine Anrede erwartend, an.

„Gnädigste Gräfin haben befohlen —" Gronau erschrak fast vor dem Klang seiner eignen Stimme; es war der erste laute Ton, der an sein Ohr schlug, seit die Gartenpforte sich hinter ihm geschlossen.

„Befohlen? — Hat eine alte Frau, wie ich es bin, Macht über einen Künstler? — Ich habe Sie bitten lassen, hier in meinem Hause ein Bild anzufertigen. Daß ich Ihnen zu dem Portrait keine weiteren Anhaltspuncte geben kann, als ein paar ausgeblaßte Photogramme und eine stümperhafte Bleistiftzeichnung, wissen Sie bereits. Vielleicht können Ihnen meine mündlichen Angaben nützen. Frisch und lebendig steht ja das Bild des theuren Wesens jetzt noch vor mir, das nun schon jahrelang ein Raub der Verwesung, der Vernichtung geworden. Es ist mein Sohn, mein Herr, mein Sohn, der in der Blüthe seiner Jahre starb. Der innige Dank einer trauernden Mutter soll Ihnen lohnen, wenn Ihre Kunst mir hilft, daß mein todtes Kind auch dann meinem Auge gegenwärtig bleibt, wenn Zeit und Alter ihren Schleier über meine Erinnerungen legen!"

Es waren nicht die Worte allein, die Gronau so tief ergriffen; er konnte auch nicht bemerken, wie sich die Tiefe des Schmerzes auf dem Gesicht der Gräfin abspiegelte, nur die bittend gehobenen Hände sah er. Aber mächtiger als diese, bei einer alten Frau doppelt rührende Stellung wirkte die Stimme auf ihn ein. Volltönend und doch melodisch und weich, in innerer Bewegung vibrirend, einem klagenden Gesange ähnlich, hatte die Gräfin gesprochen. Wie die verhallenden Töne einer Glocke schien die Stimme jetzt noch in der Luft nachzuzittern und ein Echo in des jungen Mannes Brust wachzurufen. Gronau mußte mit Gewalt ihm sonst fremde Gefühle niederkämpfen, die mit Macht auf ihn eindrangen. Er schämte sich fast der Rührung, der er sich nicht erwehren konnte, und überlegte im Stillen, ob es angemessen sei, der Dame ein Wort des Trostes zu sagen.

„Können Sie mir heute noch nicht zusagen, daß Sie meine Bitte erfüllen?" begann diese nach einer für beide Theile drückenden Pause wieder. „Wenn Sie glauben, daß vorher die Honorarfrage — aber nein, ich möchte von Geld nicht sprechen, ich möchte Ihr künstlerisches Schaffen nicht profanirt wissen, das Bild meines Sohnes nicht einer Krämerwaare gleichgestellt sehen, die man für irgend einen Preis kaufen kann!"

In beinahe fieberhafter Hast eilte die Gräfin Wolfseck auf den Schreibtisch zu; die eine Thür des Aufsatzes öffnete sich auf einen leisen Druck ihrer Hand; zugleich ließ ein verborgener Mechanismus auch eine pultartige Platte hervortreten. Aus einem kleinen Heft riß die alte Dame ein Blatt, schrieb mit zitternder Hand ihren Namen darauf und reichte es dem Maler.

„Eine Anweisung auf meinen Bankier! Füllen Sie jede Ihnen beliebende Summe aus. Aber sagen Sie mir, daß Sie schon morgen mit der Arbeit beginnen!"

Gronau stand erröthend und verlegen da. Er zögerte, das Blankett anzunehmen. Dann hob er wie abwehrend die Hand.

„Nein, Frau Gräfin!" sagte er. „Ich darf, ich kann Ihr hochherziges Anerbieten nicht acceptiren, mein Künstlerstolz verbietet es mir, von Ihnen eine Bezahlung anzunehmen, ehe ich Ihnen gezeigt habe, ob ich mit meinem schwachen Können Ihren Wünschen entspreche. Aber morgen früh beginne ich. Lassen Sie mich in dem Gedanken arbeiten, daß meine Kunst nur dem Zweck dient, ein betrübtes Mutterherz zu erfreuen, zu trösten. Die Aufgabe ist so schön, daß auch ich sie nicht durch den elenden Mammon profanirt sehen möchte!"

„Ich danke Ihnen!"

Nur diese wenigen Worte kamen als Erwiderung über die Lippen der Matrone, aber sie wurden mit dem ganzen Zauber ihrer wohlklingenden Stimme gesprochen, den schmerzvolle Freude nur noch wirksamer machte.

In Gronau's Augen leuchtete es wie von Genugthuung auf, als die Gräfin nun den Scheck zerriß und die Theile desselben auf den Teppich fallen ließ; mit Recht sah er darin etwas wie einen Beweis der Achtung, die er sich bei der hochgestellten Dame erworben.

„Ich stehe morgen gegen elf Uhr zu der Frau Gräfin Befehl, dann werde ich zuerst nach den Vorlagen eine Skizze anfertigen. Nur eine Frage bitte ich mir noch zu gestatten: Wo kann ich arbeiten? Ein Raum mit gutem Licht —"

„Den haben Sie hier!" unterbrach ihn die Gräfin, die verhüllenden Gardinen und Vorhänge eines Fensters zurückschlagend.

Volles blendendes Sonnenlicht fluthete in den Raum ein, wie aufloehend glühten die rothen Tapeten und Draperien.

Die alte Frau beschattete mit der Hand ihre des Lichts entwöhnten Augen. Eine Weile stand sie so da, wie in Nachsinnen verloren. Dann ließ sie die Hand sinken und sah dem Maler an. Für einen Moment nur. Aber dieser eine Moment genügte, um dem geübten Künstlerblick ein Antlitz zu zeigen, das edel und schön war, trotz der Spuren, die Alter und Gram in dasselbe gezeichnet, trotz der leichenhaften Blässe.

Die Gardinen waren wieder zusammengefallen. Vor Gronau's Augen flimmerte und flirrte es bei der nun wieder herrschenden Dämmerung. Er glaubte Züge gesehen zu haben, die ihm so bekannt schienen, ein Gesicht, das mit einem Bilde Aehnlichkeit hatte, welches sich tief in seine Seele eingegraben. Durchbohrend starrte er auf die schwarzverhüllte Gestalt, um nur noch einen Eindruck zu erhalten, der seine Zweifel lösen, ihm Gewißheit geben könnte, ob ihn nur eine Einbildung äffe, oder ob eine Erinnerung aus längst entschwundener Kinderzeit in ihm wach geworden.

„Also morgen um elf Uhr!"

Die Worte der Gräfin, die des Malers eigenartige Befangenheit wohl bemerkte, riefen diesen in die Gegenwart zurück. Er empfahl sich mit einer tiefen Verbeugung und verließ den rothen Salon, an dessen Thür der alte Diener seiner schon harrte. Für Haus und Garten hatte Gronau kein Interesse mehr. Die der ganzen Stadt nach des Doctors Angaben so geheimnißvolle Gräfin Wolfseck beschäftigte seine Gedanken ausschließlich. Auf der Straße blieb er noch eine Weile stehen. Er fühlte sich versucht, Alles, was er gesehen, für ein Traumgebilde zu halten. Aber die hohe Mauer, über welche die dunklen Baumkronen herüberragten, die fest zugeschlossene Pforte, die Mahnung des Dieners, am nächsten Morgen recht pünctlich zu sein, da die Gräfin nicht gern warte, alles Das mußte ihn von der Wirklichkeit überzeugen.

„Die Neugier muß hier in der That in der Luft liegen!" rief er zuletzt aus und wandte sich dem belebteren Theil der Stadt zu. „Aber was nützt alles Kopfzerbrechen! Qui vivra verra! — Nur das Eine möchte ich wissen: An wem erinnerte mich der Gräfin Wolfseck Gesicht?"

* * *

Die große Kaffeegesellschaft der Frau Syndicus Blemeyer war mit allen hergebrachten Feierlichkeiten, mit der Entfaltung des ganzen Pompes, den die Gastgeberin ermöglichen konnte, abgehalten worden. Am folgenden Tage, demselben, an dem der Maler Gronau der Gräfin Wolfseck seinen ersten Besuch gemacht hatte, war die ganze Maifelder Damenwelt in Bewegung. Galt es doch, die Resultate der angestellten Beobachtungen auszutauschen und zu ergänzen, die Toiletten der Freundinnen zu bekritteln, jedes Wort, jede Bewegung derselben mit einem Commentar zu versehen. Waren die Gäste der Frau Syndicus an dem Festtage selbst des Lobens und Rühmens voll gewesen über Alles, was ihnen geboten, hatten sie einstimmig den Kaffee bei der lieben, guten Blemeyer für den wohlgelungensten, vorzüglichst arrangirten erklärt, so mußten sie auch noch die Nachfreude gewesen und von einer der Gevatterinnen bestätigt hören, daß gar Manches hätte anders sein können, daß sich im Grunde genommen die Blemeyer wieder einmal als eine recht dumme eingebildete Person gezeigt habe. Darin lag doch erst der echte haut-goût, der prickelnde Reiz, den keine der Damen entbehren wollte. Ohne diese Zutat wären die Maifelderinnen ihrer Kaffeekränzchen bald überdrüssig geworden, obgleich sie das Einzige waren, was ihnen in dem eintönigen Leben des verschlafenen Landstädtchens an Abwechselung geboten wurde.

Am eifrigsten beschäftigt in diesem löblichen Thun waren die Frau Bürgermeister Brand und ihre Tochter Justiane. Die Letztere hatte in der Runde am Kaffeetisch eine besonders wichtige Rolle gespielt; war sie es doch gewesen, die zuerst durch ihre Entdeckung den Vermuthungen über die Gräfin Wolfseck einen festen Halt gegeben hatte. Daß die Gräfin Namen und Titel mit Unrecht führte und nichts Anderes sei als eine abgedankte Theaterprinzessin, unterlag nun keinem Zweifel mehr. Frau Beatrix hatte schon am Sonntag Nachmittag die stets erwünschte Gelegenheit gehabt, mit ihren Erinnerungen aus dem Jugendleben in der Residenz brillieren zu können. Nach den Schilderungen, die sie wieder entwarfen, mußte Jeder zu der Ueberzeugung kommen, daß die Baronesse Harder in den aristokratischen Kreisen so viel umworben, so gefeiert und begehrt gewesen, wie nie eine Andere ihres Geschlechts. Uebersättigt von Triumphen, hatte sie sich nach der Einfachheit des Lebens, nach der Zurückgezogenheit in einem kleinen Städtchen gesehnt und Tugende von hochadligen Freiern abgewiesen, um die Gattin des braven, ehrlichen, treuen Christian Brand zu werden. Der gefühlvollen, zartbesaiteten Frau waren die Thränen in die Augen getreten, als sie erzählte, dieser Schritt sei ihr nie leid geworden, den Tausch habe sie nie, nie bereut!

„Täglich erfahre ich es, daß ein Weib sein Glück, die reinste Herzensfreude nur in der Erfüllung seiner häuslichen Pflichten findet. Das können Sie ja Alle an sich selbst auch erfahren, meine lieben Freundinnen! Aber die Seligkeit, die für mich in dem Gedanken liegt, daß ich um der Liebe zu meinem Christian willen Rang und Stand, alle Vorrechte meiner Geburt aufgab, mich ihm in demüthiger Selbstverleugnung unterordne und immer des Schiffwortes eingedenk bin, daß er mein Herr sein soll, diese Seligkeit bleibt mir vorbehalten!"

Frau Beatrix war stolz auf diese Tirade. Sie hatte mit Befriedigung die Händedrücke und lobenden Bewunderungen der Damen entgegengenommen und dabei kein Auge gehabt für die boshaft lächelnden Mienen, welche die Gesichter derselben annahmen. Dies Thema schien ihr ergiebig genug, um auch am folgenden Morgen noch weiter behandelt zu werden. Justinchen mußte doch auch Gelegenheit haben, ihr Urtheil über den Gesang der Gräfin noch einige Male auszusprechen; war sie doch die Einzige in ganz Maifeld, die als Sachverständige über Musik reden konnte.

Als die beiden Damen das bürgermeisterliche Haus verlassen hatten, öffnete sich eins der Fenster desselben, ein von verworrenen brandrothen Haaren bedeckter Kopf beugte sich heraus und sah spähend hinter den Fortgehenden her, bis dieselben an der nächsten Straßenecke verschwanden. Auch aus dem gegenüberliegenden Hause wurden die Beiden beobachtet. Frau Gertrudis, Herrn Heppler's Wirthschafterin, war aber durch Das, was sie gesehen, wohl noch nicht befriedigt.

„Kommen Sie doch einen Augenblick herunter, Lisettchen!" rief sie der Rothhaarigen zu. Diese nickte eifrig, schloß eilig das Fenster und zeigte sich bald darauf schlumpig und schmierig auf der Straße. Die niedergetretenen, schlappenden Schuhe erschwerten der bürgermeisterlichen Küchenfee das Gehen; Frau Gertrudis mußte vor ihrer Hausthür eine Geduldsprobe aushalten.

„Ihre Frau hat ja heute das Braunseidene an, da ist wohl ganz was Besonderes los?" fragte sie schon, als Lisette einen ihrer Schuhe fester an den Fuß zu treten versuchte und deshalb mitten auf der Straße stehen blieb. Dabei konnte die Letztere aber doch antworten.

„Ja, ihr Wohl und Wehe hat die Gnädige wieder auf dem Leibe!" schallte es laut durch die stille Straße. Mit einer energischen Bewegung zwang Lisette die widerspenstige Hülle nach ihrem Willen und schlurfte auf die Wartende zu.

„Visiten machen geht sie mit ihrer Vogelscheuche von Tochter", fuhr sie leiser fort. „Früher habe ich mir Wunder was gedacht, wenn ich von Visiten hörte. Aber nun bin ich dahinter gekommen, daß ich auch visite, wenn ich hier bei Ihnen stehe. Meine Frau nennt das Klatschen, aber was Anderes thut sie ja auch nicht!"

„Sie haben ganz recht, Lisettchen!" bestätigte Frau Gertrudis in mütterlichem Ton. „Man muß sich Vieles gefallen lassen, wenn man anderer Leute Brod ißt. Sehen Sie nur zu, daß Sie noch in Ihren guten Jahren zu einem Mann und eignen Herd kommen!"

Lisette hob höhnisch den Kopf und reckte die Schultern höher.

„Einen Mann — nun, schneller als unser Fräulein komme ich wohl noch unter die Haube! Das ist schon jahrelang auf der Jagd nach einem Freier, aber keiner will auf die abgestandene Waare anbeißen. Erst hat die Justine den Doctor Willen kapern wollen. Herr du meine Güte! Dreimal am Tage mußte ich rennen und ihn holen, bald fehlte es der Jungfer hier, bald da. Aber der war und blieb kalt und wollte nicht merken, warum sie ihn so gottserbärmlich anglotzte und seufzte, wenn er nur ins Zimmer trat. Dann kam Ihr Herr an die Reihe. Ich bin's mit meinen eignen Ohren gehört, daß die Frau unserm Alten gesagt hat, er solle nur zu Heppler gehen und ihm sagen, der Geschichte müsse ein Ende gemacht werden, er müsse die Justine heirathen. Und weshalb? Weil Ihr Herr Heppler unserm Fräulein zugenickt hat, wenn er mal am Fenster stand."

Lisette mußte innehalten bei dem Wortschwall, der jetzt den Lippen der Frau Gertrudis entströmte.

„Herr Heppler — mein Herr — und Bürgermeisters Justine heirathen? — Wir heirathen überhaupt nicht — wir haben es so gut, daß wir an eine Frau überhaupt nicht denken — und wenn uns gar solche dumme Ideen in den Kopf kommen sollten, dann werde ich sie schon austreiben, da kann Jeder Gift darauf nehmen. Glaubt denn die hochmüthige Frau Bürgermeisterin, ich hätte seit zwanzig Jahren geflickt und gewaschen, gepflegt und gehütet und Alles zu Rathe gehalten, damit sich ihre Gans von Tochter nur so in das warme Nest hineinsetzen kann? Mir würde dann wohl so mir nichts dir nichts der Stuhl vor die Thüre gestellt werden!"

„Ne, ne", fiel Lisette ein, „an Ihren Herrn denken die ja auch nicht mehr, und unser Fräulein hängt ihn jetzt wie die Pest. Sie sollen ihn für sich behalten, hat sie gesagt — sie wünscht ihm, daß Sie noch seine Frau Hepplern werden — —"

„Hat sie? Hat sie das gesagt?" unterbrach die Alte die Sprecherin; auf ihrer linken Wange färbte sich ein röthliches Mal dunkler, was für ihre Bekannten immer das Zeichen eines losbrechenden Sturmes war. „Sie hält mich wohl nicht für gut genug, sie vergißt wohl, daß mein Seliger, der schon drei Monate nach der Hochzeit starb, Stadtschreiber war und längst Bürgermeister sein könnte? Ihr zum Trotz soll mich Heppler heirathen, dann werde ich ihr zeigen, wer ich bin. Sie können ihr immer wiedererzählen, was ich gesagt habe. Blitzblau soll sie sich über mich noch ärgern!" (Fortsetzung folgt.)

Vermischtes.

⁂ Aus Thüringen, 13. September. Eine erfreuliche Nachricht für die Erfurter Bevölkerung und weit über Erfurts Mauern hinaus theilt die „Thür. Ztg." von zuverlässiger Seite mit, wonach der Magistrat bei der Polizeiverwaltung die Aufhebung der in Erfurt eingeführten Polizeistunde beantragt hat. Die letztere soll dem Verlangen auch keinem Widerstand entgegenbringen, sondern nur die Absicht haben, vor der Fassung eines endgiltigen Beschlusses die Gastwirthe um ihre Ansicht zu fragen. — Durch die Aufhebung der Polizeistunde würden viele Unzuträglichkeiten abgeschafft werden, die in augenfälligem Mißverhältnisse zu den Größenverhältnissen und den Verkehrsansprüchen einer Stadt von der Bedeutung Erfurts standen und die besonders schwer von den Erfurt besuchenden Fremden empfunden wurden. — Das herzogliche Staatsministerium zu Meiningen hat nunmehr die Einverleibung der Gemeinde Altsaalfeld in die Stadtgemeinde Saalfeld für den 1. Januar 1889 festgesetzt. So kommen denn nach mehr als 1000 Jahren die ersten Ansiedelungen Saalfelds mit der in Folge häufiger Ueberschwemmungen später auf dem hohen linken Ufer angebauten Stadt zusammen unter eine Verwaltung. — Durch die Zeitungen geht noch immer das Gerücht, daß die Kaiserin Friedrich an den Erwerb des Schlosses Tenneberg bei Waltershausen denke. Die „Cob. Ztg." glaubt nach ihren Informationen diese Angabe als unrichtig bezeichnen zu können.

□ Nürnberg, 12. September. Ein Provisor der Annenapotheke ist kürzlich gelegentlich des großen Zapfenstreiches für den Inspecteur der bayerischen Armee, Generalfeldmarschall Blumenthal, auf einen originellen Gedanken verfallen. Vor der Apotheke entstand ein großes Gedränge und wurden hierbei einige Fensterscheiben eingedrückt. Nach entschlossen holte der Provisor Hammer und Nägel, packte die zunächst an den betreffenden Fenstern stehenden Personen am Rockflügel und nagelte diese am Fensterbrette fest, um sofort Schadenersatzansprüche geltend machen zu können. Einer der Festgenagelten riß sich los und floh, den halb zerfetzten Rockflügel zurücklassend.

⁂ Aus Franken, 13. September. Ein gräßlicher Raubmord wurde in der vorvergangenen Nacht in Bergtheim bei Würzburg verübt, indem daselbst ein wohlhabender Bauer Namens Schimmel, bei dem im vorigen Jahre schon zu wiederholten Malen eingebrochen und gestohlen wurde, in seiner Wohnung von unbekannter Hand mit einem Beile erschlagen und beraubt wurde. Eine Gerichtscommission ist zur Feststellung des Thatbestandes bereits an Ort und Stelle eingetroffen.

— Das letzte Heft der „Verhandlungen der seismologischen Gesellschaft" enthält einen interessanten Aufsatz aus der Feder des bekannten Erdbebenforschers Prof. Milne über die Wirkung der Erderschütterungen auf die niedere Thierwelt. Während des Erdbebens in Tokio im Jahre 1880 liefen die Katzen aus den Häusern und die Pferde rissen sich in den Ställen los. Besonders empfindlich für Erdbeben sind Gänse, Schweine und Hunde. Viele Vögel stecken den Kopf vor einem Erdbeben unter die Flügel, andere flattern furchtsam umher. Seevögel fliegen dem Lande zu. Vor dem gewaltigen chilenischen Erdbeben des Jahres 1835 sollen alle Hunde aus der Stadt Talcahuano gelaufen sein. Professor Milne erklärt das Verhalten aller dieser Thiere dadurch, daß sie auch für die kleinen Vibrationen, welche einer Erderschütterung vorausgehen, empfindlich sind.

SLUB
Wir führen Wissen.